

Heerma van Voss & Heerma van Voss Zeuge des Spiels

Thriller Schöffling & Co.



zwischen Alexander und Nathalie. Campusnachbarn behaupteten, »regelmäßig heftigen Streit« gehört zu haben, »wobei Drohungen ausgestoßen wurden«. In Nathalies Kalender stand für den Tag des Mordes nur ein Termin, eigentlich nur ein Name, aufgeschrieben in kleinen blauen Buchstaben: Alexander. Van Zandt selbst blieb bei seiner Behauptung, dass Nathalie und er einander an diesem Abend nur kurz gesehen hatten, weil sie plötzlich etwas »erledigen« musste und deshalb eher als geplant ins Zentrum der Stadt aufgebrochen war.

Gestern, am Tag nach der Festnahme von van Zandt, wurde ein zweiter Verdächtiger festgenommen: Kemal Johnson. Ein praktizierender Moslem mit Familie in Saudi-Arabien. Er ist der Letzte, mit dem Nathalie gesehen wurde, am Nachmittag des Mordes in der Raststätte *The Big Cajun*, wo sie nach Aussagen der Bedienung »einen verliebten Eindruck machten«, unter anderem weil sie »sich wiederholt gegenseitig fütterten«. Zuerst behauptete Johnson, Nathalie noch nie gesehen zu haben, aber, mit diesen Aussagen konfrontiert, passte er bei der zweiten Vernehmung seine Geschichte an: Nathalie und er waren Freunde, sie hatten einander zufällig kennengelernt und verstanden sich gut. Während er das alles preisgab, fing Johnson an zu schwitzen, seine Stimme klang zunehmend nervöser. Er sagte, dass er den Mord nicht begangen haben konnte, weil er an diesem Abend gar nicht in der Stadt gewesen war – denn sein neues Auto musste eingefahren werden. Also kein Alibi, schlussfolgerte Hanna, worauf Johnson um einen Anwalt bat. »Bis dahin sage ich nichts mehr.«

Johnsons Vorstrafenregister sprach nicht für ihn. Vor Jahren, als er noch bei seinen Eltern in Georgia wohnte, war er wegen Misshandlung verurteilt worden. Das Opfer: seine damalige Freundin. Die Strafe: sechs Monate auf Bewährung, eine stattliche Geldbuße und eine Anzahl von Pflichtbesuchen beim Psychiater. Bei keinem Verbrechen ist die Rückfallquote so hoch wie bei häuslicher Gewalt.

Vorerst leugnen beide Verdächtige.

Hanna steigt aus dem Wagen. Der Zettel, den sie in der Hand hält, hilft nicht weiter: die Häuser haben keine Nummern. Auf der anderen Seite läuft ein Mann mit einem ausgefransten Cowboyhut, Hanna fragt ihn nach der Familie von Nathalie. Er murmelt, dass sie am Ende der Straße wohnen. »In der Bruchbude.«

Der Kinderlärm nimmt ab, die Lücken zwischen den Häusern werden größer. Zwei Hunde tauchen neben Hanna auf, laufen mit ihr mit. Der älteste, am schlimmsten zugerichtete Hund, blafft sie an.

Die Gittertür knarrt, als wäre sie jahrelang nicht geöffnet worden. Hanna steigt die Veranda hinauf. Im Garten gibt es keine Pflanzen – nur harte Erde, kahle Flecken und dürr gewordene Grasbüschel.

Neben der halb eingesackten Tür, die hauptsächlich aus Gaze besteht, hängt ein großes

vergoldetes Kreuz. Sie versucht, sich vorzustellen, wie beklemmend es für Nathalie gewesen sein muss, hier aufzuwachsen, wie schnell sie wahrscheinlich aus dem Haus gewollt hatte. Für Hanna war der Glaube einer der wichtigsten Gründe gewesen, so schnell wie möglich in die große Stadt zu ziehen, weg von ihren texanischen Eltern und den sonntäglichen Kirchgängen. Sie hatte einen Pick-up gekauft und war zu einer Freundin in New Orleans gefahren. Sie träumte von einem Leben ohne Bibel, sah sich schon in einem zentral gelegenen Appartement mit Holzfußboden, einer guten Kaffeemaschine, Blick über den Mississippi.

Die Polizeischule schien der beste Platz, um irgendwohin zu flüchten. Nie war für sie das Elternhaus weiter weg, als wenn sie sich in Verbrechen und Mörder vertiefte.

Sie klopft an die Haustür. Nathalies Mutter kommt, Hanna sieht Augen, die denen von Nathalie gleichen. Weiter: runde Wangen, dicke Adern am Hals.

Die Tür wird nur einen Spalt geöffnet: »Was wollen Sie?«

»Nur reden.« Sie hält ihre Dienstmarke hoch. Einen Moment denkt sie an das Motto des Police Departments von New Orleans, *get behind the badge*. »Hanna Vincennes. Detective der Mordkommission.«

»Einer Ihrer Kollegen war schon da. Ich habe nichts zu sagen. Unser Glaube ...«

»Darf ich kurz hereinkommen?«

Gepolter im Hintergrund. Die Mutter schaut nach drinnen. »Wieder die Polizei«, sagt sie, wahrscheinlich zu ihrem Mann. Offensichtlich macht er ein zustimmendes Zeichen, auf einmal öffnet sich die Tür, die Mutter geht zurück in den Flur.

Der Flur riecht nach Wasserleitungen, die lange nicht gereinigt wurden. Die Mutter führt Hanna ins Wohnzimmer. Fotos von ihrer Tochter hängen an allen Wänden. Als Baby, als Kleinkind, als Kindergartenkind, als Schülerin, als junge Frau. Aber das wichtigste Foto, das seit Tagen bei Hanna auf dem Schreibtisch liegt und auf dem Nathalie bleich und blau ist, werden sie nie zu sehen bekommen.

Nathalies Vater, ein stämmiger Mann mit zotteligem Bart und einer abgetragenen Truckermütze, holt die Kaffeekanne, schenkt, ohne Hanna etwas angeboten zu haben, drei Tassen ein und stellt die Kanne ab. Auf dem runden Esstisch liegt eine Bibel aus schmuddeligem Leder und gelbem Papier.

»Was wollen Sie?« Der Ton der Mutter ist weicher als an der Tür.

»Zuallererst möchte ich Ihnen mein Beileid aussprechen. Es tut mir leid, dass ich Sie noch einmal stören muss, auch wenn mein Kollege schon hier war.«

»Was ist das: Leid?« Der Mann zieht einen Stuhl nach hinten, setzt sich zu ihnen. Etwas unverkennbar Aggressives drückt sich in seinen Bewegungen aus. Früher hätte Hanna ihre Hand vorsichtig in Richtung Holster geführt. Aber aggressiv ist etwas anderes als gewalttätig. Diese Leute hier trauern. Schmerz und Wut schaukeln sich gegenseitig hoch.

Hanna weiß nicht, was sie sagen soll, die Mutter kommt ihr nicht zu Hilfe. »Haben Sie auch Kinder?«, fragt der Vater.

Natürlich muss sie nicht darauf antworten, vermutlich ist es sogar besser, es nicht zu tun. Professioneller. Aber sie sagt: »Nein.« Die Geschichte zu diesem »nein« geht die Leute nichts an.

»Erst, wenn es so weit ist und Sie Ihr Kind unter die Erde bringen müssen, dürfen Sie etwas über Leid und Schmerz sagen.« Die Verbissenheit seiner Worte. So viel Wut. Mit einem Ruck steht der Mann auf und geht in ein anderes Zimmer, ohne etwas zu sagen.

»Achten Sie nicht auf ihn«, sagt die Mutter. »Es ist eine so merkwürdige Zeit. All die Journalisten, die anrufen oder einfach vorbeikommen, so unverschämt. Und sie ist noch nicht einmal beerdigt. Warum sind Sie hier?«

Hanna trinkt den ersten Schluck Kaffee. »Ich möchte wissen, ob Sie ein gutes Verhältnis zu Nathalie hatten.«

»Sie war unsere Tochter.«

»Haben Sie sie regelmäßig gesehen? Kam sie gern hierher?«

Die Mutter schaut zur Seite nach den Fotos an der Wand. »Um ehrlich zu sein, kaum. Jedenfalls nicht in den letzten Jahren.«

»Wieso?«

Wieder Stille. »Ich glaube, es kam durch ihre Freunde. Ach, sie hat einfach ihre Wahl getroffen, und ihre Wahl tat weh.«

»Ihr Freund Alexander van Zandt.«

»Ich weiß nicht, wie er heißt. Das einzige Mal, dass er hier war, hat er sich nicht einmal vorgestellt.«

»Gut. Erzählen Sie weiter, was immer Sie wollen.«

»Vor allem mein Mann hatte seine Schwierigkeiten damit, dass sie aus dem Haus ging. Es ist doch New Orleans. Er hat sie immer gewarnt vor den Gefahren und Verführungen der großen Stadt, aber sie wollte nichts davon wissen. Die letzten Jahre haben Nathalie und er nur wenig miteinander gesprochen. Sie wollte für sich allein wohnen. Beweisen, dass sie es ohne uns in einer anderen Stadt aushalten kann. Er hatte immer die Vorstellung«, ihre Stimme wird fast unhörbar leise, »dass er noch Zeit haben würde, das wieder geradezubiegen.«

»Und haben Sie beide noch Kontakt gehabt? Wissen Sie, mit wem sie eigentlich Umgang hatte?«

Die Mutter zuckt mit den Schultern. »Normal. Kommilitonen. Was meinen Sie genau?«

»Glauben Sie zum Beispiel, auch wenn es merkwürdig klingt, dass sie Feinde hatte?«

»Nathalie? Feinde? Sie war nur ein Mädchen. Mein Mädchen.«

Hanna fällt es schwer zu schlucken. »Menschen, die Böses im Sinn hatten. Menschen in

ihrem Umfeld, die manchmal aufbrausend waren, die labil wirkten. Menschen, mit denen etwas nicht stimmt.«

Die Mutter schaut sich um, beugt sich vor, dann wieder zurück, sieht auf.

»Da ist was, oder?«, fragt Hanna. »Alles kann helfen. Wie wenig es auch sein mag.«

Noch immer hat die Mutter Bedenken, aber sie scheint etwas zu beschließen. »Sehen Sie, ich sage nicht, dass er zu so etwas imstande gewesen wäre.«

»Wer?«

Die Blicke der Mutter wandern zum Kühlschrank. Sie steht auf und kommt mit zwei Fotos zurück, eins von einem Baby, lachend, vor sich eine aufgeschlagene Bibel, die es noch nicht lesen kann. Eins von einer jungen Frau, die ernst in die Linse blickt. »Mein kleines Mädchen«, sagt die Mutter im Flüsterton.

Hanna konzentriert sich auf das zweite Foto. »Was ist mit diesem Bild passiert?«

Die Mutter schaut beschämt. »Wir haben ihn abgeschnitten.«

»Wen?«

»Ihren Freund. Irgendwann letzten Monat standen sie plötzlich vor der Tür. Sie hatten eine Autopanne, ihre Handys waren leer, sie wollten telefonieren. Eine halbe Stunde haben sie zusammen auf dem Sofa gewartet. Er hat überhaupt nichts gesagt. Nathalie saß ein bisschen bedröppelt daneben. Aber wir haben sie in der Zeit so selten gesehen, dass ich gleich ein Foto geschossen habe. Und ich bin froh darüber, es war das letzte Mal, dass ich sie gesehen habe.« Sie zeigt auf das Bild ihrer Tochter. »Sie hatte an diesem Tag etwas Bekümmertes im Blick, etwas, das ich an ihr überhaupt nicht kannte. Aber sie war wunderschön. Sehen Sie, wie schön sie war.«

Hanna schweigt.

»Er war ein komischer Junge«, fährt die Mutter fort. »Das fanden wir beide, Mick und ich. Abwesend. Mit so einem Blick in den Augen.«

»Was für einem Blick?«

»Voller Spannung. Konzentration. Aber nicht Konzentration auf den Moment, er schien mit dem Kopf irgendwo anders zu sein.«

»Beschreiben Sie es genauer.«

»Ähm ... Zurückhaltend. Und feurig zugleich.« Der Blick der Mutter hellt sich auf. »Deshalb habe ich ihn abgeschnitten. Diese Augen will ich nicht an meinem Kühlschrank haben. Ich brauche ihn nicht zu sehen, ich will auch nicht wissen, was er alles getan hat. Das tut viel zu weh.« Sie zeigt auf das Buch auf dem Tisch. »Unser Glaube schreibt uns vor, dass wir so wenig wie möglich Kontakt zur Außenwelt haben. Wir lesen keine Zeitungen, wir haben seit Kurzem keinen Fernseher mehr. Eine Erleichterung, kann ich Ihnen sagen. Natürlich will ich, dass der Mörder büßen soll, aber Mick sagt, dass ich dem Herrn vertrauen muss.«

»Glauben Sie, dass Alexander van Zandt imstande war, um ...«

»Ich weiß es nicht. Nathalie war nicht gesprächig, wenn es um ihre Freunde ging.« Sie reibt sich die Augen. »Sie hat eigentlich über alles geschwiegen.« Die Mutter erhebt sich, offenbar ein Zeichen für Hanna, das Haus zu verlassen. Trauer hat ihr eigenes Gesicht.

Hanna steht auf, die Mutter begleitet sie zur Tür.

»Soll ich Ihrem Mann noch Auf Wiedersehen sagen?«

»Lassen Sie ihn mal. Sie müssen etwas anderes tun. Nicht für ihn, aber für mich.« Hanna schaut die Frau erwartungsvoll an. »Versprechen Sie mir, dass Sie ihn kriegen. Den Mörder. Bitte.«

»Ich verspreche es«, sagt Hanna flüsternd. Und ärgert sich unmittelbar darauf über ihre Worte.

*

Einen Tag später fährt sie wieder nach Houma. Der Trauerzug ist nicht zu übersehen, Gruppen schwarzgekleideter Leute sind auf dem Weg zum Magnolia Cemetery, auch eine kleine Anzahl an Studenten. Hanna ist die Einzige, die allein geht. Dunkelgraue Wolken haben sich träge über dem Himmel ausgebreitet.

Die Trauernden auf dem Friedhof bilden ein Spalier um den Sarg, der auf einem erhöhten Gestell neben dem offenen Grab im Boden steht. Drei Reihen Stühle, die Eltern sitzen vorn, fast alle anderen Anwesenden stehen: eine klare Hierarchie. Hanna steht ganz hinten zwischen zwei Grabsteinen.

Der Wind bläst Hannas Hosenbeine beharrlich um ihre Knöchel. Eine fest zusammengehörende Studentengruppe kommt erst jetzt. Fünf Jungen, zwei Mädchen. Gesprächsfetzen dringen an Hannas Ohr. »Den Mut, dass sie gedacht haben, nur so ...« »Und ihre Eltern?« »Überhaupt keinen Respekt.«

Einer von Nathalies Dozenten ergreift das Wort, erinnert an ihre guten Noten, als ob die sie hätten beschützen müssen. Nach ihm kommt ein Onkel nach vorn, der Erinnerungen auskramt und sie mit christlicher Deutung versieht. Der Onkel wird von einer jungen Frau in Nathalies Alter abgelöst. Rote Haare, zu einem straffen Pferdeschwanz zusammengebunden, die Stirn jung und faltenlos, kein Make-up, keine Ohrringe. Sie stellt sich als Jennifer vor, eine gute Freundin. Einige Studenten murmeln missbilligend, aber niemand protestiert.

»Nathalie und ich«, sagt sie, »haben im vergangenen Jahr seltener miteinander gesprochen. Ich hatte mit dem Studium zu tun, und sie hatte andere Prioritäten. Wenn ich sie gefragt habe, womit sie so beschäftigt ist, sagte sie: mit leben. Und dann wusste ich, dass sie meinte: mit Alexander.« Niemand weint mehr. Stille. »Es tut mir leid, aber jemand muss doch über ihre Liebe sprechen. Es ist unglaublich, was geschehen ist, und es ist